



Büro der Synode

Drucksache Nr.

**I / Teil A**

4. Tagung der 10. Synode  
der Evangelischen Kirche in Deutschland  
in Berlin  
6. bis 10. November 2005

**B E R I C H T**  
**des Rates**  
**der Evangelischen Kirche in Deutschland**

**Teil A**

**Barmherzigkeit mit dem Zweiflern**  
Wagnis und Gewissheit des Glaubens

**Bischof Dr. Wolfgang Huber**

SPERRFRIST: Sonntag, 6. November 2005, 11.30 Uhr

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

## Ratsbericht mündlicher Teil

# Barmherzigkeit mit den Zweiflern Wagnis und Gewissheit des Glaubens

Bericht vor der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland  
am 6. November 2005 in Berlin

von Bischof Dr. Wolfgang Huber  
Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

1. Neue Herausforderungen	2
1.1 Wie konnte Gott das zulassen	
1.2 Wahrnehmungen an den Rändern der Kirche	
1.3 Glaubensgewissheit und Zweifel	
1.4 Glaube als Lebensbewegung	
2. Unterwegs in unserer Kirche	6
2.1 Kirche als Weggemeinschaft	
2.2 Zeugen des Glaubens	
2.3 Strukturwandel	
2.4 Perspektivarbeit	
3. Menschen begleiten	10
3.1 Den eigenen Ort finden	
3.2 Kinder und Familie	
3.3 Sich kreuzende Lebenswege	
4. Der Weg der weltweiten Christenheit	13
4.1 Ökumene der Profile	
4.2 Verbunden in der weltweiten Ökumene	

## 1. Neue Herausforderungen

*Wie konnte Gott das zulassen?*

Auch wenn Unwetter immer zu den prägenden Ereignissen eines Jahres gehören, so haben doch in diesem Jahr gewaltige Katastrophen in besonderer Weise das Mitgefühl rund um den Globus und zugleich die Frage nach Gott herausgefordert: die Flutwelle im Indischen Ozean, die Unwetter über dem Süden der USA und über Mittelamerika bis in diese Tage hinein, das Erdbeben in Pakistan und Indien mit der anhaltend bedrohlichen Lage für Millionen von Menschen, die ohne Obdach sind. Die Trauer über vielfachen Tod und unsagbares menschliches Leid hatte in diesem Jahr besonders erschreckende Anlässe.

Bei Katastrophen eines solchen Ausmaßes ist mit dem Hinweis auf menschliches Versagen niemals alles gesagt. Auch wenn es im Indischen Ozean ein Tsunami-Warnsystem von der Güte gegeben hätte, wie es im Pazifik existiert; auch wenn die Evakuierungsmaßnahmen in New Orleans nicht so zögerlich durchgeführt worden wären, wie es geschehen ist; auch wenn schneller Hilfsgüter in die pakistanischen Bergdörfer gebracht worden wären: Flutwelle, Wirbelsturm und Erdbeben sind mehr als ein von Menschen verursachter Unglücksfall.

Diese Katastrophen haben die Frage nach Gott öffentlich laut werden lassen. Sind solche Unglücksfälle ein Ausdruck von Gottes Zorn oder zeigen sie seine Ohnmacht? Sind sie Symbole dafür, dass es Gott nicht gibt, oder führen sie uns dazu, in aller eigenen Hilflosigkeit bei Gott Halt zu suchen?

Jede dieser Fragen wie jede Antwort auf sie trägt schon ein Bild von Gott und eine Vorstellung vom Glauben in sich. Wer tiefer fragt, wird bei den Alternativen nicht stehen bleiben, in denen die öffentliche Debatte solcher Fragen sich oft verfängt. Er kann sich an den Gott halten, der in Jesus selbst zum Anwalt des Gotteszweifels wurde: *Mein Gott, mein Gott, wa-*

*rum hast du mich verlassen* (Markus 15,34)? Er wird sich zu Gott als dem Schöpfer bekennen, der in seinem schöpferischen Handeln der Schöpfung Raum und damit auch ein Eigenrecht gibt – wie er uns Menschen Freiheit zuerkennt. Angesichts solcher Ereignisse wird uns bewusst, dass sich der Glaube an Gottes Allmacht nicht auf eine vermeintliche Garantie des guten Ausgangs, sondern auf eine Geborgenheit in Gott richtet, die uns in guten wie in schweren Erfahrungen trägt. Wer auf diese Geborgenheit hofft, wird sich Gott in Klage und Fürbitte anvertrauen und bei dem Zuflucht suchen, der in Christus auf der Seite der Leidenden steht. Und er wird dafür eintreten, dass das Menschenmögliche geschieht, um derartiges Unglück einzudämmen und seine Folgen zu mildern. Dazu gehört der Einsatz gegen einen forcierten, durch menschliches Handeln veranlassten Klimawandel ebenso wie verbesserte Frühwarnsysteme, sicherere Lebensräume und weitsichtigeren Fürsorge vor allem für diejenigen, die zur Vorsorge aus eigener Kraft nicht im Stande sind.

### 1.2 Wahrnehmungen an den Rändern der Kirche

*Erbarmt euch derer, die zweifeln*, heißt es in einem neutestamentlichen Brief (Judas 22). Zum Weg des Glaubens gehört das Fragen, das Zweifeln, die Suche nach Orientierung. *Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben* – so lautet ein neutestamentliches Gebet, das an Kürze und Aufrichtigkeit nur schwer zu überbieten ist (Markus 9,24). Eine Kirche, die sich dem Auftrag verpflichtet weiß, *die Botschaft von Gottes freier Gnade auszurichten an alles Volk* (so die 6. These der *Barmer Theologischen Erklärung*), steht den Zweiflern nahe. Sie nimmt die Menschen – auch die, die an den Rändern der Kirche leben – wahr und ernst.

Zweifler: Das sind heutzutage Menschen jeden Alters, die, durch Naturkatastrophen aufgeschreckt, die Frage

stellen, wie Gott das zulassen konnte. Dass sie vielleicht zuvor über Jahre hin Gott vergessen hatten, kommt ihnen dabei gar nicht zum Bewusstsein. Doch ob sich an ihr Fragen etwas anschließt, ob jemand ihre Frage aufnimmt, kann für ihren weiteren Weg entscheidend sein.

Zweifler: Das sind heutzutage junge Leute, die – in kirchenfernen Familien aufgewachsen – neu und mit beeindruckender Hartnäckigkeit nach Gott fragen. Im einen Fall finden sie, im Zusammenhang der Konfirmation beispielsweise, den Weg zur Taufe; im andern Fall kapselt sich ihr Fragen ein und verstummt.

Zweifler: Das sind heutzutage Menschen, die zwar getauft sind, aber den Kontakt zur Kirche verloren haben. Viele von ihnen sind aus der Kirche ausgetreten, aus höchst unterschiedlichen Motiven. Eine nennenswerte Zahl steht nicht mehr zu der damaligen Begründung; aber die Schwelle dazu, diese Entscheidung zu revidieren, erscheint als zu hoch. Oft hilft niemand dabei, sie zu überwinden; denn das direkte Gespräch über den Wiedereintritt in die Kirche gilt sogar – oder gerade – unter Kirchentreuen als aufdringlich. Zwischen 3,5 und 5 Millionen Menschen leben in Deutschland, die evangelisch getauft sind, der evangelischen Kirche aber nicht mehr angehören. Die wenigsten von ihnen haben eine andere Konfessionszugehörigkeit angenommen. Die meisten bewegen sich im Land der Zweifler.

Zu diesen Zweiflern gehören auch diejenigen, die in einer anderen christlichen Kirche zu Hause waren, aber in ihr nicht mehr heimisch sind. Bietet unsere Kirche ihnen eine Heimstatt? In vielen Fällen ist das so, wie Untersuchungen zu Motiven des Kircheneintritts belegen. Aber in anderen Fällen bleibt eine solche neue Beheimatung aus. Der Kirchenaustritt könne den eigenen Eltern noch zugemutet werden, der Übertritt in eine andere Kirche nicht – so kann man dann hören. Zweifler haben vielfältige Biographien.

Unsere Aufmerksamkeit muss ganz besonders der kirchlichen *Außenhaut* gelten, also den Menschen, die man als

*kirchliche Membran* bezeichnen kann: Menschen, die sich der Ortsgemeinde gern für einen kurzen Lebensabschnitt zuordnen; Eltern, die ab und an den Gottesdienst besuchen würden, wenn es ein geeignetes Angebot gäbe, das ihre Kinder einschließt; Interessierte außerhalb der Kirche, die für bestimmte Vorhaben erhebliche Gelder spenden; vor Jahren oder Jahrzehnten Ausgetretene, die darüber nachdenken, wieder in die Kirche zurückzukehren. Entgehen uns die Schwingungen dieser *kirchlichen Membran*? Oder finden solche Menschen in unserem kirchlichen und gemeindlichen Handeln die Aufmerksamkeit, die sie verdienen? Seid barmherzig mit den Zweiflern!

Menschen fragen wieder nach dem Glauben, weil sie ihrer bisherigen Lebensdeutungen unsicher werden. Sie suchen nicht nach noch mehr Erlebensräumen und Erlebnisvielfalt. Sie suchen nach der Wurzel, die sie trägt, nach der Gemeinschaft derer, die ihnen auch in Krisen beistehen, nach einer Hoffnung für ihr Leben.

Religiöse Interessen werden wieder lebendig. Danach, was die Kirche zu sagen hat, wird wieder gefragt. Sie ist gut beraten, es ernst zu nehmen, wenn ihre Themen *dran* sind. Manches an der neuen Zuwendung zur Religion ist gewiss problematisch; es gibt durchaus bedrohliche Formen von Religion. Ihnen darf das Feld nicht überlassen werden. Auch deshalb ist unsere Kirche zu klarer, erkennbarer Präsenz verpflichtet. Das Fragen, das Zweifeln, die Unsicherheit – sie alle markieren einen Rand, auf dessen anderer Seite der Weg des Glaubens führt.

### 1.3 Glaubensgewissheit und Zweifel

Der Glaube ist keine Sicherheit, die den Zweifel ausschließt; er ist vielmehr eine Gewissheit, die den Zweifel aufnimmt. Es gehört deshalb zu den Unglücksfällen der Moderne, dass der methodische Zweifel, der zur Antriebskraft der neuzeitlichen Wissenschaft wurde, als Antipode des Glaubens dargestellt wurde.

Doch die daraus resultierende Überzeugung, auf die Gewissheit des Glaubens nicht mehr angewiesen zu sein, hat sich ebenso wenig bewährt wie die Hoffnung, dass die Wohlstandsversprechen unserer Zeit dem Leben dauerhaften Halt verleihen. Die Vorstellung, dass die Sicherung eines humanen Lebens und Zusammenlebens durch die Verteilung von Zuwächsen gewährleistet werden könne, hat sich aufgelöst. In Deutschland haben wir einen Wahlkampf erlebt, in dem keine Seite durch Wahlversprechen traditioneller Art punkten konnte. Wer im Blick auf unbequeme, ja schmerzhaft Entscheidungen mehr Vertrauen verdient, war die Frage, die sich den Wählern stellte. Weil keine Seite dieses Vertrauen für sich allein erringen konnte, muss nun eine Große Koalition das Vertrauen erneuern, das auch in der Politik zu einem knappen Gut geworden ist.

Hoffentlich gelingt die Bildung einer handlungsfähigen Regierung. Die politisch Verantwortlichen müssen möglichst schnell und möglichst überzeugend deutlich machen, dass ihnen die anstehenden großen Aufgaben wichtiger sind als die Planung der persönlichen Biographie. Vertrauen wächst nur, wenn Menschen den Eindruck gewinnen können, dass ihre Zukunftssorgen eine größere Rolle spielen als politische Farbkombinationen, dass Lösungsansätze gezeigt werden und nicht nur Machtansprüche.

Unsere Zeit steht in weitem Maß unter dem Diktat der Ökonomie. Aber Wirtschaft ist keine Sinngarantie. Auch die Erwartung äußerer Sicherheit hat sich als trügerisch erwiesen. In diesem Sommer ist uns diese Erfahrung besonders nahe gerückt, als in London vier Bomben explodierten und nur zehn Tage später Angst und Unsicherheit zum Tod eines Unschuldigen führten. Auch die Ausbreitung des Grippevirus durch die vielfältigen Wege der Zugvögel lässt uns spüren, dass es letzte Sicherheit auf diesem Planeten nicht gibt.

Die Versuchung ist groß, dass der Mangel an äußerer Sicherheit durch religiöse Sicherheit kompensiert werden soll.

Das lässt sich nicht nur an bestimmten Strömungen im Islam, sondern auch im Christentum beobachten. Das Wachstum mancher Kirchen ist in unserer Zeit auf das Versprechen einer solchen Glaubenssicherheit gegründet. Aber wer für jede Frage die Antwort des Glaubens im Vorhinein für bekannt hält; wer voll Sicherheit von jeder Bibelstelle sagen kann, wie sie zu verstehen ist; wer niemals an seinem Gott zweifelt und mit ihm ringt, ist auf dem Weg des Glaubens stehen geblieben.

Gewissheit wollen wir den Menschen vermitteln, die Gewissheit des Glaubens. Das ist eine Gewissheit, die Abgründe, an die wir geführt werden, nicht im Vorhinein zuschüttet. Es ist eine Gewissheit, die offenen Fragen standhält und fremde Antworten achtet. Es ist eine Gewissheit, die in der Gemeinschaft der Glaubenden für die Gewissensbindung jedes und jeder einzelnen einen Raum bereithält. Diese Gewissheit verbindet unsere Kirche deshalb zu einer fröhlichen und züversichtlichen Gemeinschaft der Glaubenden, weil in ihr die Barmherzigkeit mit den Zweiflern und auch mit unseren eigenen Zweifeln Raum hat.

#### 1.4 *Glaube als Lebensbewegung*

Noch ungewollt und unbewusst bildete das Fragen nach Gott im Angesicht der Flutwelle rund um den Indischen Ozean den Auftakt zu einem Jahr, das auch auf ganz andere Weise durch eine Wiederkehr der Religion bestimmt war. Nicht nur das weltweite mediale Echo auf die Papstereignisse dieses Jahres oder die breite Resonanz des Weltjugendtags in Köln haben dafür Zeichen gesetzt. Sondern ebenso haben die große geistliche Intensität des Evangelischen Kirchentags in Hannover und die hohe Aufmerksamkeit, die er gerade deshalb gefunden hat, oder die Einweihung der Dresdner Frauenkirche mitsamt ihrem beeindruckenden Echo die Veränderungen deutlich gemacht, die sich auch in unserem Land vollziehen.

Es fällt uns gerade in der evangelischen Kirche nicht leicht, diese Verände-

rungen angemessen zu deuten. Denn in der öffentlichen Diskussion in Deutschland herrscht nach wie vor der Anschein, als sei das hohe Maß an Entkirchlichung im Osten Deutschlands erst mit der deutschen Vereinigung plötzlich allgemein bewusst geworden. Zugleich hat die geistige Atmosphäre, die im Westen Deutschlands seit den siebziger Jahren bestimmend war, den Eindruck heraufbeschworen, als seien der christliche Glaube oder die Religion allgemein in der modernen und aufgeklärten Gesellschaft funktionslos geworden

Doch nicht Funktionslosigkeit, sondern neue Herausforderungen prägen heute die kirchliche Lage. Die Menschen haben die Frage nach dem Sinn ihres Lebens nicht hinter sich gelassen. Sie sind den vermeintlichen *Kinderschuhen* des Glaubens nicht etwa entwachsen. Sondern sie sind zu den Fragen und Antworten des Glaubens unterwegs, auf ungewohnten Pfaden gewiss, aber unterwegs. Die Reaktion auf die großen Katastrophen zeigt das ebenso wie der Boom moderner Ratgeberliteratur, christliche Literatur durchaus eingeschlossen. Das Interesse an christlichen Bildungsangeboten weist ebenso in diese Richtung wie die neue Zuwendung zur Spiritualität.

Nichts wäre verkehrter, als wenn die Kirche selbst einer schlichten Säkularisierungsdiagnose anhinge, obwohl die Zeichen der Zeit schon längst in eine ganz andere Richtung weisen. Viele Menschen warten darauf, dass die Kirche ihnen einen Zugang zum Heiligen, zu einem verstandenen und selbst verantworteten Glauben, zu einer Religiosität auf dem Niveau der Moderne eröffnet. In die Lebensfragen der Menschen ist Bewegung gekommen; es geht darum, dass wir darauf aus der Wahrheit des Glaubens antworten.

Denn der Glaube ist selbst eine Lebensbewegung. Die biblischen Bilder dafür sind von unüberbietbarer Anschaulichkeit. Jesus sagt zu dem Gelähmten: *Ich*

*sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim* (Markus 2,11). Jesus führt den Gelähmten auf den Weg des Glaubens. Er nimmt ihm die Verzweiflung, denn er öffnet ihm eine Perspektive. Er gibt ihm keine Sicherheit außer der seines Wortes. Jesus fordert eine Bewegung. Er führt den Gelähmten bis an den Weg des Glaubens heran. Das Fragen, das Zweifeln, die Unsicherheit – sie alle bleiben, so lange sich der Angesprochene nicht bewegt. Er muss seinen Fuß auf den Weg setzen – ein Wagnis, das zur Gewissheit wird, weil es sich an die Wahrheit von Gottes Güte hält.

Das ist keine bequeme Wahrheit. Denn im Licht der Güte Gottes werden unsere Verweigerung dieser Güte gegenüber und die Orientierungslosigkeit, die daraus für unser Leben entsteht, deutlich. Weil in Christus die Güte Gottes zu uns kommt, treten wir auf den Weg des Glaubens und in ein Leben, das von der Dankbarkeit gegen Gott und der Zuwendung zu unseren Mitmenschen geprägt ist.

Wer sich von dieser Wahrheit ergreifen und in diese Bewegung hineinnehmen lässt, dessen Leben steht nicht still. Er wird dessen gewiss, was das eigene Leben trägt, er wird des barmherzigen Gottes gewiss. Deshalb ist der Glaube als eine Bewegung beschrieben worden, die *von sich weg führt*; Glaube ist *ein Aus-sich-heraus-Gehen, Sich-Verlassen und Sein-Herz-an-etwas-Hängen* (W. Härle).

Konflikte in der Kirche haben sich deshalb in aller Regel auch nicht am Zweifel, sondern an übertriebenen Sicherheiten entzündet. Denn das verbindet gerade die allzu Rechtgläubigen und die allzu Häretischen miteinander: dass sie ihrer Sache *zu* sicher sind. Doch der Weg des Glaubens verliert sich nicht im Zweifel, er wagt im Vertrauen auf Gott einen zuversichtlichen Blick voraus und wird so seiner gegenwärtigen Schritte gewiss. Glaube ist Wagnis und Gewissheit.

## 2. Unterwegs in unserer Kirche

### 2.1 Kirche als Weggemeinschaft

Der Weg des Glaubens ist ein Weg in einer Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern. Auch wenn das beharrliche Festhalten an Glaubensüberzeugungen in einsame Entscheidungen führen kann, so ist doch der Weg des Glaubens niemals ein einsamer Gang; er weiß sich immer begleitet durch die Fürbitte in Gottesdienst oder persönlichem Gebet.

Schon deshalb kann der christliche Glaube die Aussage, Religion sei Privatsache, für sich selbst niemals gelten lassen. Eine einseitige Betonung der innerlichen Dimension des Glaubens oder gar seine esoterische Verflüchtigung führen in die Irre. *Nikolaus Graf Zinzendorf* konstatierte: *Kein Christentum ohne Gemeinschaft*. Er hatte Recht.

In evangelischer Sicht liegt der Hauptgrund für diese Feststellung darin, dass der christliche Glaube nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in Gegenwart und Zukunft ohne die Gemeinschaft der Glaubenden nicht denkbar ist. Er lebt aus der um Wort und Sakrament versammelten Gemeinschaft, aus der konkreten Verbundenheit von Menschen, in der sich christliche Bildungsprozesse vollziehen, aus der Gemeinschaft des praktischen Handelns in christlicher Verantwortung. Er bewährt sich in einer Gemeinschaft des Zeugnisses und der wechselseitigen Ermutigung, in einer Gemeinschaft, die den christlichen Glauben feiert und ihn im Alltag bewährt.

Jeder und jede Glaubende hat an dieser Gemeinschaft einen eigenen und aktiven Anteil; darauf verweist die Reformation mit der These vom Priestertum aller Glaubenden. Die Gaben aller Getauften sollen dafür fruchtbar gemacht werden, dass Menschen Zugang zum Evangelium finden. Das ist der Kern des evangelischen Bilds der Kirche. Nur in dem Maß, in dem unsere Kirche von der Vielfalt der Gaben, die ihr anvertraut sind, Gebrauch macht, trägt sie das Ihre zur

Weitergabe des christlichen Glaubens bei. Das ordinierte Amt wie die besonderen Beauftragungen in unserer Kirche ordnen wir diesem Allgemeinen Priestertum zu. Dabei beachten wir das ökumenische Umfeld; aber die aus der Vorstellung von einem besonderen Weihepriestertum hergeleiteten Kriterien können die evangelische Diskussion dieser Frage nicht bestimmen.

### 2.2 Zeugen des Glaubens

Dass wir in einer Gemeinschaft der Glaubenden leben, schließt den Dank für Vorbilder im Glauben ein. Genau in diesem Sinn lässt sich auch nach evangelischer Auffassung innerhalb der *Gemeinschaft der Heiligen* von besonders hervorgehobenen Heiligen sprechen. Das *Santo subito* ist auch dem evangelischen Glauben dort zugänglich, wo jemand für andere in beispielhafter Weise den Glauben vorgelebt hat. Das Augsburger Bekenntnis von 1530 hat diesen Weg einer evangelischen Rede von heiligen Menschen als Vorbildern des Glaubens vorgezeichnet. Sie sind *Zeugen einer besseren Welt* (so der Titel eines im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 2000 herausgegebenen Sammelbands über christliche Märtyrer des 20. Jahrhunderts).

Dietrich Bonhoeffer ist einer von ihnen. Wir gedenken seiner derzeit besonders. Dieses Gedenken legt sich durch die sechzigste Wiederkehr seines Todestags am 9. April 1945 und die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags am 4. Februar 2006 nahe.

An Dietrich Bonhoeffer beeindruckt viele der innere Zusammenhang zwischen Lebensgeschichte und Theologie: die Verbindung zwischen einem Lebenslauf, der ihn zu einem Glaubenszeugen in einem besonderen Sinne des Wortes gemacht hat, und einem theologischen Werk, das auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch sehr viel an Anregungspotenzial und Orientierungskraft enthält. Auch in Zukunft

werden sich sein Glaubenszeugnis und seine theologische Inspiration als Quelle der Ermutigung und als Herausforderung zu eigenem Denken und Handeln erweisen. Ich freue mich besonders darauf, dass der Erzbischof von Canterbury uns zum 100. Geburtstag Dietrich Bonhoeffers besuchen wird. Das wird die ökumenische Bedeutung Bonhoeffers genauso verdeutlichen, wie es der besonderen Gemeinschaft Ausdruck verleihen wird, in der wir mit der Anglikanischen Kirche verbunden sind.

Die Erinnerung an den zurückliegenden Weg unserer Kirche war in diesem Jahr besonders ausgeprägt. 450 Jahre Augsburger Religionsfrieden, 90. Jahrestag des Genozids an den Armeniern, 60 Jahre Befreiung der Konzentrationslager und Ende des Zweiten Weltkriegs, 60 Jahre Konstituierung der EKD und Stuttgarter Schulderklärung, 40 Jahre Ostdenkschrift, 20 Jahre Demokratiedenkschrift sind beispielhafte Bezugspunkte des Gedenkens im zurückliegenden Jahr.

In vielfältigen Formen sind wir in der evangelischen Kirche dabei, eine neue Erinnerungskultur aufzubauen. Über lange Zeit haben uns zwei sehr einseitige Betrachtungsweisen daran eher gehindert. Die eine Betrachtungsweise hat historisches Erinnern einer vermeintlich zeitlos gültigen Glaubenslehre nachgeordnet. Die andere Betrachtungsweise aber hat alle geschichtliche Vergewisserung im Verhältnis zum ereignishaften Geschehen der Verkündigung nahezu verflüchtigt. Beide Wege führen in die Irre. Denn zum Glauben an Jesus Christus als den Mensch gewordenen Gottessohn gehört es, dass wir den geschichtlichen Weg der Kirche ernst nehmen – ist sie doch, wie Karl Barth sich ausgedrückt hat, die *irdisch-geschichtliche Existenzform* Jesu Christi selbst.

Das ist freilich eine Existenz in *irdenen Gefäßen* (2. Korinther 4,7). Deshalb entspricht es dem Grundansatz reformatorischer Theologie, auch den Umgang mit der Geschichte der Kirche in den Horizont der Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen zu rücken.

Dieser Blick eröffnet zum einen den Zugang zu einem Bekenntnis geschichtlicher Schuld, die eben nicht nur eine Schuld von *Söhnen und Töchtern der Kirche*, sondern eine Schuld derer ist, die zu ihrer Zeit Verantwortung für den Weg der Kirche trugen und im Namen der Kirche handelten. Man folgt insofern nicht einer Kollektivschuldthese, wenn man in diesem Sinn die Schuld der Kirche bekennt und in heutiger Verantwortung aus dieser Schuld Konsequenzen zieht – in der Tradition der Stuttgarter Schulderklärung und der Ostdenkschrift. So ist der Umgang unserer Kirche mit dem Einsatz von Zwangsarbeitern in der Zeit des Zweiten Weltkriegs von dieser Überlegung ebenso geprägt wie unser Umgang mit der Frage, wie der Vertreibungen des 20. Jahrhunderts zu gedenken ist.

Im Blick auf die Zwangsarbeiter haben wir uns nicht darauf beschränkt, die eigene Verwicklung von Kirche und Diakonie in eine menschenverachtende Praxis aufzuarbeiten und Zeichen unserer Scham zu setzen; sondern wir haben uns auch an der gemeinsamen gesellschaftlichen Verantwortung beteiligt. Im Blick auf die Erinnerung an das Schicksal der Vertriebenen aber folgen wir dem Weg, der durch die Ostdenkschrift unserer Kirche vor vierzig Jahren vorgezeichnet wurde: Wir würdigen das schwere Schicksal der Vertreibung; aber wir halten dabei an den Einsichten der Ostdenkschrift von 1965 fest, in der es heißt: *Die östlichen Nachbarn Deutschlands ... haben den Krieg und den Kriegsausgang ebenfalls als menschliche und nationale Katastrophe erfahren. Dabei hatte das deutsche Volk schwere politische und moralische Schuld gegenüber seinen Nachbarn auf sich geladen. Die den Deutschen angetanen Unrechtstaten können nicht aus dem Zusammenhang mit der politischen und moralischen Verirrung herausgelöst werden, in die sich das deutsche Volk vom Nationalsozialismus hat führen lassen.* Deshalb wissen wir uns der Aufgabe der Versöhnung verpflichtet und wollen dem durch ein gemeinsames Erinnern aller von diesem Geschehen betroffenen europäischen Völker entsprechen. Wir haben uns darum gemeinsam mit dem Polnischen Ökumeni-

schen Rat gegen ein isoliertes Vorhaben zur Errichtung eines einzelnen *Zentrums gegen Vertreibungen* in Berlin ausgesprochen. Denn nur ein Netzwerk des europäischen Erinnerns wird dem Geschehen der Vertreibung gerecht; und dieses Erinnern darf weder die Absicht noch die Wirkung haben, die deutsche Schuld an der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs zu relativieren.

Der Blick in die Geschichte erinnert uns nicht nur an Leid und Schuld. Er gibt auch Grund zur Dankbarkeit für die Glaubensgewissheit und das Glaubenszeugnis derer, die vor uns waren. Gottes Wort nimmt immer geschichtliche Gestalt an. Deshalb sollten wir uns gerade als *Kirche des Wortes* nicht der Geschichtsvergessenheit anheim geben. Wir sollten vielmehr Orte, Menschen und Zeiten im Bewusstsein halten, an denen unser Glaube Leuchtkraft gewinnt und durch die unser Zeugnis in Gegenwart und Zukunft ermutigt wird. Solche konkreten Haftpunkte brauchen wir auch, um die christlichen Wurzeln unserer Gesellschaft zu veranschaulichen und die prägende Bedeutung deutlich zu machen, die dem christlichen Glauben auch in Zukunft zukommen kann.

### 2.3 Strukturwandel

Barmherzigkeit mit den Zweiflern: Das wird uns auch durch den nötigen Umbau unserer Kirche abverlangt. Der Alterswandel unserer Gesellschaft wirkt sich auch auf unsere Kirche aus. Die hohe Arbeitslosigkeit und die Veränderungen in der staatlichen Steuerpolitik tragen zu einer durchweg schwierigen finanziellen Lage bei. Wir versuchen, dem entgegenzuwirken, wo es möglich ist. Nach meiner Überzeugung sind die Steuererleichterungen im Bereich der direkten Steuern an eine Grenze gekommen; sie sollten so nicht weitergeführt werden. Steuerpolitische Entscheidungen, die einen weiteren Rückgang des Kirchensteueraufkommens nach sich ziehen, würden uns allen schaden.

Aber es gibt – insbesondere im Zusammenhang mit der demografischen

Entwicklung – auch Faktoren, die der unmittelbaren kirchlichen wie politischen Einwirkung entzogen sind. Diese Entwicklungen sind mit schmerzhaften Einschnitten in wichtige kirchliche Arbeitsfelder verbunden. Das kann nur mit großem Bedauern gesehen werden. Aber es ist unsere Pflicht, alles uns Mögliche zu tun, damit dabei die Gestalt unserer Kirche klar erkennbar bleibt und, wo immer das geht, besser erkennbar wird.

In vielen Bereichen bemühen wir uns deshalb um größere Deutlichkeit und Verstehbarkeit kirchlicher Strukturen und kirchlichen Handelns. Diese Synode wird sich abschließend mit dem Vorhaben beschäftigen, die Union Evangelischer Kirchen in der EKD und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands mit der Evangelischen Kirche in Deutschland so verbinden wollen, dass unser Zeugnis gestärkt und unsere Zusammenarbeit vertieft werden. Der Darstellung dieses Vorhabens durch den stellvertretenden Ratsvorsitzenden, Landesbischof Christoph Käbler, will ich an dieser Stelle nicht vorgreifen. Aber ich möchte die Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, demjenigen herzlich zu danken, der einen entscheidenden Anstoß dafür gegeben hat, dass dieser Prozess in Gang gekommen ist, nämlich Präsident Eckhart von Vietinghoff.

An vielen Stellen in unserer Kirche ist ein Geist zu spüren, der nicht auf Abbau, sondern auf Umbau gerichtet ist und sich von dem Zutrauen auf eine gelingende Konzentration der Kräfte leiten lässt. Er weiß sich getragen durch den Auftrag Jesu. Und er lässt sich ermutigen durch die Erfahrung, dass kirchliches Engagement in unserer Gesellschaft unverzichtbar ist.

### 2.4 Perspektivarbeit

So wichtig strukturelle Veränderungen sind, die wir möglichst zügig vollziehen müssen, so wichtig ist es auch, über Bedingungen und Formen kirchlichen Handelns in einer Weise nachzudenken, die über den Horizont weniger Jahre hinausführt. Deshalb hat der Rat der EKD

einen Arbeitsprozess in Gang gebracht, der sich mit längerfristigen und landeskirchenübergreifenden Perspektiven der kirchlichen Entwicklung beschäftigt. Das Vorhaben ist mit der Kirchenkonferenz abgestimmt und im Kreis der Leitenden Geistlichen genauer besprochen worden. Die mit dieser Aufgabe betraute Kommission richtet sich an einem Zeithorizont aus, der bis zum Jahr 2030 reicht. Im Blick auf die in diesem Zeithorizont absehbaren Veränderungen soll der Versuch unternommen werden, Prioritäten für kirchliches Handeln zu entwickeln und vorzuschlagen.

Alles Nachdenken über die Zukunft der Kirche muss sich am Auftrag zur Weitergabe des Glaubens ausrichten; alle Perspektivarbeit braucht deshalb eine theologische Grundlegung. Strukturüberlegungen, die sich nur am Rückgang der Gemeindegliederzahlen und der finanziellen Möglichkeiten orientieren, greifen zu kurz. Denn zum einen sind isolierte Strukturüberlegungen nicht in zureichender Weise auf die Frage nach Wesen und Auftrag der Kirche bezogen. Und zum anderen ergibt sich aus Strukturüberlegungen, die sich nur auf die Frage nach der Verwaltung des Mangels beziehen, keine Motivation; sie sind isoliert betrachtet vielmehr demotivierend. Deshalb sind Überlegungen vonnöten, die zum einen den Wandel begreifbar machen, der sich in Gesellschaft und Kirche vollzieht, die zum anderen aber auch darauf gerichtet sind, wie die Kirche in ihrem Handeln neue Resonanz finden und Menschen zum Glauben führen kann.

Dafür besteht auch innerkirchlich eine Reihe positiver Ausgangsbedingungen. Interne kirchliche Konflikte, die in zurückliegenden Jahrzehnten viele Kräfte gebunden haben, sind weitgehend überwunden. Die Kirche als Institution zieht wachsende Zustimmung auf sich. Die Zahl der Wiedereintritte und Erwachsenentaufen zeigt langsam, aber kontinuierlich nach oben. Die Resonanz evangelischer Bildungsarbeit ist ermutigend; die Tatsache, dass auch zu Beginn dieses Schuljahrs im Bereich der östlichen Gliedkirchen der EKD wieder eine erhebliche Zahl evangelischer Schulen neu mit der Arbeit begon-

nen hat, ist dafür ein deutliches und wichtiges Signal.

Aber mit diesen ermutigenden Signalen verbinden sich große Herausforderungen, die teils im allgemeinen gesellschaftlichen Wandel, teils auch in spezifisch kirchlichen Entwicklungen begründet sind. Die demographischen Veränderungen und der dadurch ausgelöste Rückgang in der Zahl der Gemeindeglieder sind dabei ebenso zu nennen wie die Tatsache, dass wir mit wichtigen kirchlichen Angeboten weit weniger Menschen erreichen, als wir wollen. Die Tatsache, dass große Gruppen von Menschen durch das kirchliche Handeln nicht erreicht werden, wollen wir weder leugnen noch auf sich beruhen lassen. Deshalb darf der Strukturwandel, der uns abverlangt ist, nicht zu einer Abwendung von den Menschen führen. Die Lösung kann nicht darin bestehen, dass wir uns der Milieuerengung auf immer engere Kreise kirchlich gebundener Menschen ausliefern. Der kirchliche Auftrag wird nicht erfüllt, wenn die Kirche sich auf die Verwaltung immer kleiner werdender Bestände beschränkt, sondern wenn sie Menschen auf den Weg des Glaubens führt.

Nur an Beispielen lässt sich einstweilen die Richtung weitergehender Überlegungen andeuten: Dass die Kirche den Generationenvertrag zur Glaubensweitergabe erfüllt, steht vorne an (Beispiel: Bildung). Dass sie diejenigen Bereiche stärkt, die dem evangelischen Profil Deutlichkeit geben und zugleich Milieugrenzen überwinden, ist nahe liegend (Beispiel: Kirchenmusik). Dass das geistliche Leben vor Ort wie an besonderen Orten ebenso Aufmerksamkeit finden muss wie die Aufgabe geistlicher Leitung und Orientierung, muss ganz gewiss eine Achse aller weiteren Überlegungen sein (Beispiel: Qualität der Gottesdienste). Dass die Begleitung der Menschen im Lebenszyklus hohe Aufmerksamkeit verdient, muss im kirchlichen Handeln beachtet werden (Beispiel: Qualität und Verlässlichkeit der Amtshandlungen). Ich hoffe, dass im vor uns liegenden Jahr solche und darüber hinausführende Antworten in vielfältigen Formen und an vielen Orten diskutiert und erprobt werden.

### 3. Menschen begleiten

#### 3.1 *Den eigenen Ort finden*

Konzentration der Kräfte bedeutet nicht Rückzug ins eigene Milieu. Einem solchen Rückzug gegenzusteuern, ist um des Verkündigungsauftrags der Kirche willen genauso nötig wie im Blick auf die ihr aufgetragene gesellschaftliche Diakonie. In diesem Bereich wachsen die Herausforderungen von Tag zu Tag.

Viele Menschen finden heute ihren eigenen Ort nicht mehr. Sie fühlen sich heimatlos, unterwegs, ohne es zu wollen. Sie merken, wie der von ihnen eingeschlagene Lebensweg nicht zu dem von ihnen angepeilten Ziel führt. Dies gilt für manche Familie, die bald nicht mehr weiß, wie sie klar kommen soll. Es gilt für die Älteren, deren Rente, gegebenenfalls durch Ersparnes ergänzt, nur noch für ein Auskommen genügt, das weit unter dem einst Erhofften bleibt. Es gilt für Jugendliche, die einen Ausbildungsplatz suchen, allzu oft ohne Erfolg, oder die gut ausgebildet und hoch motiviert sich um einen Arbeitsplatz bemühen und doch ohne Arbeit bleiben. Es gilt für ältere Arbeitslose, die arbeiten wollen, dazu aber keine Chance mehr erhalten.

All diese Menschen wollen ihren eigenen Ort finden; aber sie können es nicht. Sie zweifeln an dem eingeschlagenen Lebensweg. In der Orientierungslosigkeit, die dadurch entsteht, dürfen wir sie nicht allein lassen. Die genannten Gruppen von Menschen brauchen Perspektiven, damit sie sich selbst wieder etwas zutrauen und deshalb auch anderen vertrauen.

Das Gefühl, politisch und gesellschaftlich abgeschrieben zu sein, darf sich nicht weiter ausbreiten. Jeder Mensch hat ein Recht auf einen eigenen Lebensentwurf. Er braucht Möglichkeiten dazu, ihn zu verwirklichen. Er braucht deshalb faire Chancen dafür, seine Fähigkeiten in die Gesellschaft einzubringen. Auch von einer Bundesregierung, die vorhat, das strukturelle Haushaltsdefizit durch eine Kürzung der Ausgaben zu überwinden, muss man

erwarten, dass sie das Recht der Menschen auf gesellschaftliche Beteiligung und Mitwirkung groß schreibt und ins Zentrum rückt. So konkretisiert sich die Erwartung, dass die soziale Gerechtigkeit in der notwendigen Fortführung des Reformprozesses in Deutschland als Maßstab verpflichtend bleibt.

Auch im Blick auf die aktuellen Koalitionsverhandlungen muss man daran erinnern: Die Bundesrepublik Deutschland ist ein sozialer Rechtsstaat; das gehört zu den für alle verpflichtenden Verfassungsgrundsätzen. Auch in einer Zeit, die durch die Globalisierung der wirtschaftlichen Beziehungen und insbesondere durch die Entstehung eines globalen Arbeitsmarktes geprägt ist, bleibt der Maßstab der sozialen Gerechtigkeit verpflichtend. Gewiss nötigt der demographische Wandel zu der Frage, wie die sozialen Sicherungssysteme in Zukunft finanziert werden sollen. Gerade in einer solchen Situation ist wirtschaftlicher Erfolg eine wichtige Voraussetzung für die Finanzierung des Sozialstaats. Aber der Staat muss sein Handeln zugleich an dem Maßstab ausrichten, dass die Stärke eines Staates sich am Wohl der Schwachen bemisst.

Die Unmöglichkeit, den eigenen Ort zu finden, trifft in besonderer Weise bestimmte Gruppen von Migranten, denen ein gesicherter Aufenthaltsstatus verwehrt wird, obwohl sie sich lange in Deutschland aufhalten, weitgehend integriert sind und das Hindernis für eine Rückkehr in die Heimat nicht selbst zu verantworten haben. Die Synode hat sich bei ihrer letzten Tagung für eine Altfallregelung zugunsten von Ausländern ausgesprochen, die seit vielen Jahren in Deutschland leben und nicht in ihre Heimatländer zurückkehren können. In besonderer Weise habe ich Familien mit Kindern oder allein eingereiste Kinder und Jugendliche vor Augen. Gerade bei dieser Gruppe sind die Integrationschancen groß, die Integrationsbemühungen oft sehr erheblich und die Enttäuschungen entsprechend massiv. Durch gruppenspezifische Regelungen könnte Abhilfe geschaffen werden.

Deshalb wiederhole ich auch hier: Menschen, die sich über mehrere Jahre in Deutschland aufhalten und aus Gründen, die sie nicht zu vertreten haben, nicht in ihre Heimatländer zurückkehren können, müssen Rechtssicherheit über ihren Aufenthalt erhalten, um sich weiterhin zu integrieren. Es ist aus humanitären und integrationspolitischen Gründen geboten, diesen Menschen einen sicheren Aufenthaltsstatus zu verschaffen.

Dabei sollte nicht vergessen werden: Integration ist die einzige Alternative zur Bildung von Parallelgesellschaften. Wer die Tendenz dazu vermeiden will, sollte Möglichkeiten zur Integration nicht ungenutzt lassen.

### 3.2 *Kinder und Familie*

Die dramatische Lage der Familie in Deutschland ist auch in der Politik angekommen. Der 7. Familienbericht der Bundesregierung vom August 2005 belegt das. Das Lebensmodell *Familie* befindet sich in einer Krise. Mit Einzelmaßnahmen allein – einem verbesserten Betreuungsangebot, dem Elterngeld oder einer familienfreundlichen Arbeitsgestaltung – kommt die notwendige Korrektur nicht zustande. Auch in den bisherigen Veröffentlichungen zum Familienbericht der Bundesregierung ist deshalb von einem *Mentalitätswandel* die Rede. Nur wenn Menschen von sich aus Ja zur Familie sagen, werden sie in einer Familie leben. Dieses Leben zu gestalten, kann und muss ihnen durch viele politische Maßnahmen erleichtert werden. Aber das Ja muss von ihnen selbst kommen.

Dabei finde ich besonders beunruhigend, dass gerade junge Frauen und Männer, die sich in Ausbildung und Beruf besonders engagieren, sich damit zugleich in viel zu vielen Fällen gegen Kinder entscheiden. Ihre Lebenssituation sollten wir ernst nehmen; und auch die Vielfalt von Formen, in denen Menschen ihr Leben und ihr Zusammenleben verantwortlich zu gestalten suchen, verdient Respekt. Doch die Ermutigung zur dauerhaften, verlässlichen und vertrauensvollen Partnerschaft

in Ehe und Familie bildet einen besonders wichtigen Kernpunkt dessen, was wir als Kirche in die Diskussion über die Zukunft der Familie einbringen.

Partnerschaft und Familie stehen unter jungen Leuten als Lebensziele wieder hoch im Kurs. Die Verwirklichung dieses Wunsches sollte ihnen nach Möglichkeit erleichtert werden. Wenn sie eine Familie gründen, wird diese gewiss anders aussehen als die Familie des 19. oder 20. Jahrhunderts. Die größere Fairness in der Partnerschaft zwischen Frauen und Männern und die gerechtere Verteilung der Familienarbeit zwischen ihnen werden zu den erfreulichsten Aspekten dieser Veränderung gehören. Diesen Mentalitätswandel zu befördern, sollte eine Hauptaufgabe in Erziehung und Bildung, in Ausbildung und Arbeitswelt, in Wirtschaft und Staat sein. Als Kirche wollen wir uns daran kräftig beteiligen. Denn auch hier gilt: Seid barmherzig mit denen, die zweifeln, und ermutigt sie.

### 3.3 *Sich kreuzende Lebenswege*

Der demographische Blick nach vorn macht deutlich, dass die Hoffnung auf ein langes Leben wächst. Der Anteil der über Sechzigjährigen wird von heute 23 Prozent auf bis zu 40 Prozent im Jahre 2050 ansteigen. Die Kehrseite heißt: Es wird weniger junge Menschen geben. Die Zahlenverhältnisse zwischen den Generationen in einer heutigen Ein-Kind-Familie – ein Kind, zwei Eltern, vier Großeltern – werden zum gesamtgesellschaftlichen Modell.

Die *Kreuzungen* zwischen älteren und jüngeren Biographien müssen neu gestaltet werden; denn die natürlichen Schnittmengen nehmen ab. Der von manchen bereits beschworene Kampf der Generationen darf dabei nicht zum bestimmenden gesellschaftlichen Grundmuster werden. Vielmehr müssen die Interessen der *Alters-Lobby* zu den Interessen der jüngeren Generationen in ein positives Verhältnis gesetzt werden. Ältere werden ihre Kräfte in verstärktem Maß auch in gemeinwohlorientierter Arbeit einsetzen,

die von Jüngeren – bei vermutlich steigenden Arbeitszeiten – kaum mehr bewältigt werden kann. Der Generationenvertrag muss neu justiert werden.

Auch die Arbeit in Kirchen und Gemeinden muss sich auf diese neuen Voraussetzungen einstellen. Sie bietet besonders gute Voraussetzungen für Schnittstellen zwischen Alten und Jungen. Die Kirchengemeinden sind in herausragender Weise dazu geeignet, dem Miteinander der Generationen eine neue und überzeugende Form zu geben.

Als Kirche treten wir dafür ein, dass die Würde des Menschen in jeder Lebensphase, vom Beginn bis zum Ende des Lebens gewahrt wird. Angesichts der erneuten Diskussion über die gesetzliche Zulassung der Tötung auf Verlangen stelle ich dabei mit aller notwendigen Klarheit fest, dass ein solches Vorhaben mit christlichen Grundüberzeugungen, mit dem ärztlichen Ethos und dem geltenden Recht unvereinbar ist. Wir setzen uns dafür ein, dass das auch in Zukunft so bleibt.

Dafür ist es allerdings erforderlich, sich den Entwicklungen zu stellen, aus denen die Diskussion über die aktive Sterbehilfe entsteht. Die Fortschritte der Medizin haben nicht nur zur Folge, dass viele Menschen ein höheres Alter in guter Gesundheit erreichen können. Sondern sie bewirken auch eine *Medikalisierung* des Alters und des Sterbens, die große Befürchtungen auslöst. Viele Menschen haben begründeterweise die Angst, dass ihr Leben auch dann noch medizinisch verlängert wird, wenn es für sie selber Zeit zum Sterben ist. Die Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD hat dazu her-

vorgehoben, dass es dem einzelnen zuerkannt werden muss zu erkennen, *dass auch dem Sterben seine Zeit gesetzt ist, in der es darauf ankommen kann, den Tod zuzulassen und seinem Kommen nichts mehr entgegenzusetzen*. Dafür muss auch angesichts der modernen medizinischen Möglichkeiten Raum bleiben oder genauer: wieder geschaffen werden. Palliativmedizin und Hospizarbeit, Vorsorgevollmachten und Patientenverfügungen müssen dafür in stärkerem Maß als bisher entwickelt und eingesetzt werden.

Für die Zulassung der Tötung auf Verlangen und für die organisierte Beihilfe zur Selbsttötung wird geltend gemacht, das Selbstbestimmungsrecht des Menschen schließe das Recht ein, den eigenen Tod selbst herbeizuführen beziehungsweise herbeiführen zu lassen. Wir halten dem entgegen, dass es einen fundamentalen Unterschied macht, ob man den Tod zulässt oder ob man ihn herbeiführt. Einen anderen Menschen dafür in Anspruch zu nehmen, den Tod herbeizuführen, muss erst recht ethisch ausgeschlossen bleiben.

Darüber hinaus besteht die große Gefahr, dass leidenden Menschen aus ihrer Umwelt der Wunsch nach Beendigung ihres Lebens nahe gelegt wird. Es erweist sich gerade in diesem Zusammenhang als falsch, das Recht auf Selbstbestimmung und die Fürsorge für das Leben gegeneinander auszuspielen. Sie müssen vielmehr miteinander verbunden bleiben. Über diese Fragen brauchen wir eine breite öffentliche Diskussion und insbesondere einen intensiven Dialog zwischen Medizin und Glaube.

## 4. Der Weg der weltweiten Christenheit

### 4.1 Ökumene der Profile

Dies war ein Jahr neuer ökumenischer Erfahrungen. Der Tod von Papst Johannes Paul II. hat auch viele evangelische Christen Anteil nehmen lassen; die Wahl von Papst Benedikt XVI. hat in Deutschland ebenso große Aufmerksamkeit gefunden wie sein Besuch in Köln beim Weltjugendtag.

Die Begegnung mit dem neu gewählten Papst in Köln war inhaltlich gehaltvoll und von wechselseitiger Offenheit geprägt. Doch die Begegnung erhielt dadurch einen Beigeschmack, dass der Vatikan seine Einladung *ad personam* ausgesprochen hatte. Ich hatte mich in Absprache mit anderen dazu entschieden, nicht aus diesem Grund die Teilnahme an der Begegnung abzusagen. Wir haben aber zugleich festgestellt, dass der Rat der EKD in Zukunft nicht akzeptieren wird, wenn andernorts die Entscheidung darüber in Anspruch genommen wird, wer die Evangelische Kirche in Deutschland vertritt.

Der gewaltsame Tod von Roger Schutz, dem langjährigen Prior von Taizé, hat viele von uns in der Tiefe getroffen. Dazu hat die Art, in der gottesdienstlich von ihm Abschied genommen wurde, uns sehr nachdenklich gemacht.

Die Bindungen, denen die römisch-katholische Seite bei der Erarbeitung von Bibelübersetzungen zum liturgischen Gebrauch unterliegt, haben es uns unmöglich gemacht, uns als evangelische Kirche am Vorhaben einer Revision der sogenannten *Einheitsübersetzung* der Heiligen Schrift zu beteiligen.

Aber nicht nur im Blick auf das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche stehen wir vor neuen ökumenischen Herausforderungen. Wir wollen das Zusammenleben aller christlichen Kirchen in unserem Land konstruktiv gestalten. Und wir bejahen die Gemeinschaft mit anderen christlichen Kirchen in Europa wie welt-

weit. Insbesondere die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im Februar des nächsten Jahres in Porto Alegre wird für uns ein Anlass sein, unsere ökumenische Verpflichtung zu erneuern.

Aber in den zurückliegenden Monaten haben in besonderer Weise Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche dazu genötigt, auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses Klarheit über die ökumenische Lage zu gewinnen. Ich habe die gegenwärtige Phase der ökumenischen Beziehungen in diesem Zusammenhang als eine *Ökumene der Profile* bezeichnet.

Die Rede von einer *Ökumene der Profile* soll den ökumenischen Einsatz unserer Kirche auf neue Weise unterstreichen. Wir wollen das Gemeinsame stärken. Den *einen Glauben* haben wir zu bekennen, weil wir an den *einen Herrn* gebunden sind. Die *eine Taufe* feiern wir, weil uns der *eine Geist* bestimmt (vgl. Epheser 4,4-6). Deshalb wollen wir in der Gemeinschaft aller Kirchen, die der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen angehören, zu einer Vereinbarung über die wechselseitige Anerkennung der Taufe kommen. Damit nehmen wir wichtige Impulse auf, die aus der weltweiten ökumenischen Arbeit, insbesondere aus der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen und dem Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen, hervorgegangen sind.

Eine erneute Verständigung darüber, dass die Taufe ein wichtiges *Band der Einheit* zwischen den christlichen Kirchen ist, hat auch eine klärende Auswirkung auf das Verhältnis zwischen den christlichen Kirchen und den nichtchristlichen Religionen. Denn ebenso wie die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes die Kirchen miteinander verbindet, markiert sie einen Unterschied zu den nichtchristlichen Religionen. Genauso wie die Taufe auf den Tod und die Auferweckung Jesu Christi die christlichen Kirchen zur

Einheit verpflichtet, macht sie deutlich, dass diese Einheit etwas anderes ist als der Dialog mit anderen Religionen. Dabei ist das Verhältnis zum jüdischen Glauben gesondert zu betrachten. Denn Jesus war Jude; das Bekenntnis zu ihm schließt das Bekenntnis zu Gottes ungekündigtem Bund mit seinem Bundesvolk ein. Aber wer die konstitutive ökumenische Bedeutung der Taufe hervorhebt, wird von einer *Makro-Ökumene* der Religionen nicht sprechen können. Er wird auch dem Weg zu religionsverbindenden gemeinsamen Gebeten oder zu interreligiösen Feiern aus besonderen lebensgeschichtlichen Anlässen nicht das Wort reden.

Das Gemeinsame zwischen den christlichen Kirchen zu stärken, bleibt die erste ökumenische Aufgabe. In diesem Rahmen muss auch über unterschiedliche Auffassungen des christlichen Glaubens wie über unterschiedliche Typen des Kircheseins offen gesprochen werden. Die Wahrnehmung von Differenzen ist keine Absage an die ökumenische Verpflichtung, sondern bildet in ihr ein unaufgebbares Moment.

Der Dialog über die jeweiligen Prägungen der unterschiedlichen *Kirchenfamilien* gewinnt heutzutage aus einer Reihe von Gründen an Gewicht. Die verstärkte Hinwendung des römisch-katholischen Interesses zu den orthodoxen Kirchen trägt dazu ebenso bei wie die Notwendigkeit, sich verstärkt mit evangelikalen und pfingstlerischen Strömungen zu beschäftigen. Solche Bemühungen können in wichtigen Fragen Übereinstimmungen zur Folge haben. Aber sie zielen auch darauf, dass Gemeinsamkeit auch in der Differenz bewahrt und gelebt werden kann.

Dies setzt freilich voraus, dass sich die Verschiedenen im Bewusstsein des Gemeinsamen respektieren. Versöhnte Verschiedenheit ist und bleibt ein Grundzug des ökumenischen Miteinanders. Wir halten an der Hoffnung auf ein wachsendes Maß an Gemeinschaft fest; das Bemühen darum muss weitergehen. Aber die Verweigerung des Respekts vor dem Kirchesein eines ökumenischen Partners ist kein geeignetes Mittel, die Gemeinschaft

mit ihm wachsen zu lassen. Zum wechselseitigen Respekt zwischen ökumenischen Partnern, den Respekt vor den kirchlichen Ämtern des anderen eingeschlossen, gibt es keine Alternative.

In die Ökumene unserer Zeit bringen wir gern und zuversichtlich unser evangelisches Profil ein. Wir wollen es für das gemeinsame Zeugnis fruchtbar machen. Heute bezeugen wir das Evangelium in missionarischer Situation. Ökumenisch verbunden sind wir nicht zuletzt durch den Auftrag zu einem gemeinsamen Wirken nach außen. Dieses wird nicht geschwächt, wenn die bleibenden Unterschiede zwischen den Kirchen hervortreten und verständlich gemacht werden. Es wird vielmehr dann geschwächt, wenn die Kirchen zwar voneinander getrennt bleiben, aber niemand weiß, warum. Wenn die beiden großen Konfessionen in Deutschland auf je unterschiedliche Weise dazu beitragen, dass das eine Evangelium die Menschen erreicht, brauchen sie sich ihrer Unterschiede nicht zu schämen.

Zu den Stärken evangelischen Glaubensverständnisses zählen wir die Ausrichtung an Gottes lebendigem Wort; zu ihr gehört die Bereitschaft, Glauben und Vernunft, Frömmigkeit und Aufklärung miteinander zu verbinden und nicht auseinander treten zu lassen. Persönliche Freiheit, Gewissensverantwortung und der daraus erwachsende Einsatz für das Leben in Gemeinschaft sind Grundpfeiler evangelischer Frömmigkeit. Wir suchen die Nähe zu den Menschen unserer Zeit und den Debatten, die sie bewegen; aber wir schwächen das Befremdliche am Wort der Bibel nicht ab, sondern sprechen es in unsere Zeit hinein. Angstfrei treten wir mit unserer Glaubensüberzeugung in den Dialog mit Wissenschaft und Kultur; so versuchen wir, das *Weltkulturerbe* von Glaube, Hoffnung und Liebe für unsere Zeit fruchtbar zu machen.

#### 4.2 *Verbunden in der weltweiten Ökumene*

Die Weggemeinschaft des Glaubens verbindet Christen weltweit. Aber sie

leben als Christen unter ganz unterschiedlichen Bedingungen. Der Prozess der Globalisierung hat die große Kluft in den wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen auf der einen Erde neu bewusst gemacht. Wir wollen, dass in dieser Situation Menschenrechte und Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung als gemeinsame Verpflichtung anerkannt werden. Dies kann nicht allein durch die Abwehr oder gar die Dämonisierung wirtschaftlicher Konkurrenzsituationen gelingen. Vielmehr ist eine Perspektive nötig, welche die Risiken der Globalisierung genauso in den Blick nimmt, wie sie ihre Chancen ergreift. Die EKD-Synode formulierte deshalb 2001: *Globales Wirtschaften bietet Risiken und Chancen. Wir wollen, dass die Chancen wahrgenommen und die Risiken tragbar gehalten werden. Das bedeutet für uns: Globale Wirtschaft verantwortlich gestalten.*

Um diese Frage wird es auch bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Porto Alegre gehen. Dabei wird es darauf ankommen, die weltweite Christenheit als das globale Netzwerk zur Geltung zu bringen, das die regionale, die nationale und die globale Ebene verbindet. Es gehört zu den besonderen Aufgaben der weltweiten Ökumene, Solidarität mit denen zu praktizieren, *die im Prozess der ökonomischen Globalisierung zu den Verlierern gehören (Soesterberg-Brief an die Kirchen in Westeuropa)*. In dieser Perspektive müssen wirtschaftspolitische Akteure und globalisierungskritische Mahner verstärkt in einen Dialog miteinander eintreten.

Das Dokument des Ökumenischen Rates der Kirchen über *Alternative Globalisierung im Dienst von Menschen und Erde (AGAPE)* will zu einer *ökumenischen Vision des Lebens in gerechten und liebevollen Beziehungen durch die Suche nach Alternativen zum gegenwärtigen Wirtschaftssystem* beitragen. Dabei ist noch undeutlich, wie sich die Option für eine *Ökonomie des Lebens* zu der Option *gegen den Mammon* konkret verhält. Denn nicht die Berücksichtigung wirtschaftlicher Vernunft als solcher, sondern ihr Anspruch gott-gleicher Herrschaft ist gemeint, wenn

Jesus sagt, man könne *nicht Gott dienen und dem Mammon* (Matthäus 6,24). Die Antwort auf die schon bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Harare gestellte Frage *Wie leben wir unseren Glauben im Kontext der Globalisierung?* wird eine konstruktive Bewertung der Funktion wirtschaftlichen Handelns – und damit auch der Funktion des Geldes – einschließen müssen. Als Kirche fragen wir nicht nur, wie der Umgang mit Geld an den Maßstab der Gerechtigkeit gebunden werden kann; wir fragen auch nach dem Raum, der für die Barmherzigkeit bleibt. In den großen Katastrophen dieses Jahres wurde auch mit Geld geholfen – und zwar so, dass dieses Geld in den Dienst der Barmherzigkeit trat.

Von Gerhard Ebeling stammt der Satz: *Wem Barmherzigkeit widerfahren ist, der wird barmherzig*. Alle menschliche Barmherzigkeit ist begründet in der Barmherzigkeit Gottes. Sie ist der letzte Grund dafür, dass unsere Gemeinden und Kirchen sich mit offenen Augen und offenen Herzen wie Philippus zu dem suchenden Kämmerer aus Äthiopien *auf die Straße* (Apostelgeschichte 8,26) begeben. Unsere Kirche richtet ihren Blick bewusst über den Horizont der Kirchengehörigen hinaus; sie will alle an der dem Glauben verheißenen Gewissheit Anteil haben lassen. Der Weg des Glaubens schließt den Zweifel ein; deshalb bleibt er ein Wagnis. Doch er ist getragen von Gottes Barmherzigkeit; *die Zukunft ist sein Land* (EG 395,3). Er führt in die Barmherzigkeit mit den Menschen, auch in die Barmherzigkeit mit den Zweiflern.